

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Nebel
Autor: Tinseau, Léon von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574951>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

* Im Nebel. *

Roman von Léon von Tineau.

X.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Selbstverständlich kehrte die Vermittlerin versehen mit der Einwilligung Frau Lyzdenko's heim. Sie war entzückt, voll Zuversicht; denn gleich den meisten Frauen sah sie nur das gewünschte Resultat, ohne die Nebenumstände zu beachten.

Entgegen ihrer Erwartung eilte Felix nicht in den frühesten Morgenstunden herbei, um sein Schicksal zu erfahren. Sie depechierte ihm also: „Gute Nachrichten! Kommen Sie schnell!“ Er erschien mit ziemlich phlegmatischer Miene.

„Die heutigen jungen Leute sind unausstehlich mit ihrer Ruhe,“ sagte ihm seine alte Freundin. „Waren Sie denn Ihres Sieges so sicher?“

„Ah ja! Leider nur zu sicher, wie ich Ihnen gestern sagte. Was hätte ich nicht für jene kostliche Ungewissheit gegeben, die manchen Männern zuteil wird! Also liebt sie mich? Haben Sie es aus ihrem eigenen Mund gehört?“

„Wenn ich Sie ansehe, frage ich mich, ob Ihre Neigung an Innigkeit der des jungen Mädchens gleichkommt. Wahrlich, mein Lieber, man sollte nicht glauben, daß Sie eine Liebeshirat schließen!“

„Es kann auf alle Fälle keine Geldheirat sein. Auf Ehre, ich liebe meine Zukünftige! Nun erklären Sie mir dieses Phänomen: Früher fühlte ich beim bloßen Gedanken an ihre roten Lippen, an die atlassfarbige Weisse ihrer Arme einen Schauer über meinen ganzen Körper laufen. Heute, wo dieser Gedanke mehr als ein Traum werden soll — keine Spur mehr von einem Schauer! Weder Mitgift, noch Schauer: was bleibt da noch übrig?“

„Mein Kind, es bleibt ein ernster Mann, der nicht, wie so viele andere, aus Laune heiratet.

Lassen Sie sich von diesem Symptom nicht erschrecken. Ich würde sogar sagen, daß es mich beruhige, wenn ich überhaupt einer Beruhigung bedürfte. Der Schauer wird im richtigen Moment wiederkommen, verlassen Sie sich darauf! Genießen Sie vor allem das Glück, ohne es zu zergliedern! Sind Sie nicht glücklich?“

„Unter uns gesagt, man darf mich nicht fragen, was ich bin, fühle oder denke. Mein Zustand ist eine Art intellektueller Gefühlosigkeit. Ihre Worte be-

röhren mein Ohr, ohne mir den Eindruck zu machen, daß es sich um mich handle. Bin ich es denn, den Frau Lyzdenko als Schwiegersohn annimmt? Bin ich es, der in einigen Wochen mit einem weißgekleideten jungen Mädchen am Arm aus einer Kirche herausstreten wird? Und dieses junge Mädchen wird Frau Felix Herepian sein!“

„Was Sie mir da sagen, mein Freund, habe ich selbst empfunden, als ich heiratete, weil ich sehr glücklich war. Das Glück bringt dieses eigenartliche Erstarren der Gedanken mit sich. Sie können mir glauben, ich habe das alles durchgemacht.“

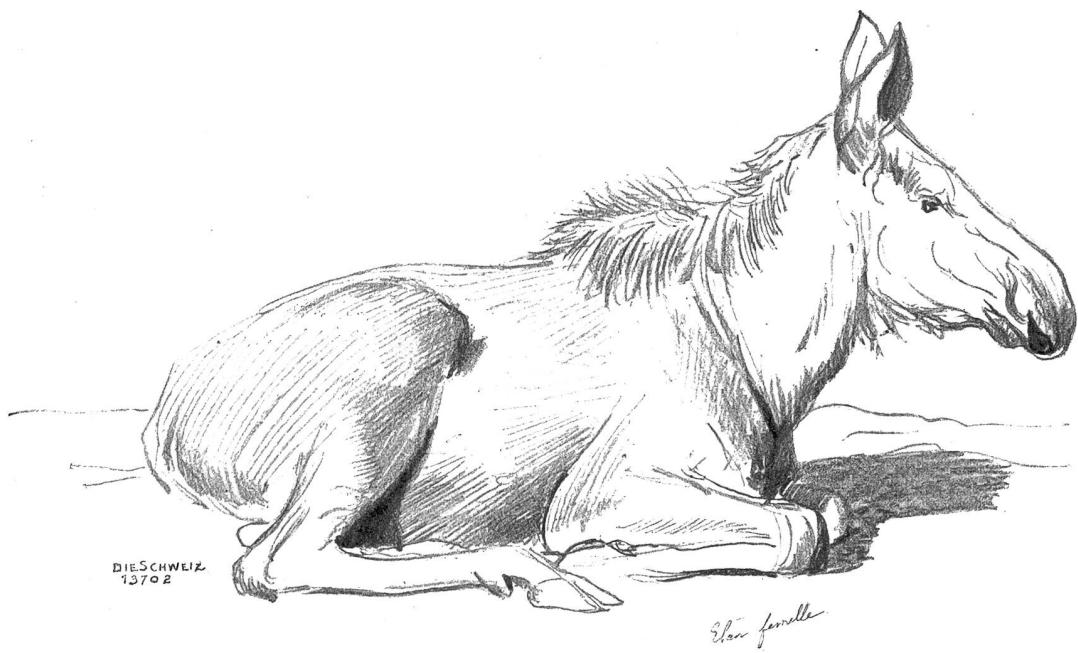
„Welch trostreicher Arzt Sie wären!“ sagte der junge Mann. „Alles, was man fühlt, ist ein gutes Zeichen. Aber diesmal misstrau ich Ihrer Erfahrung: Sie waren nicht verpflichtet zu heiraten.“

„Das sind nichts als Dummheiten. Gehen Sie schnell zu Ihrer Zukünftigen und umarmen Sie sie, mit Frau Lyzdenkos Erlaubnis, recht herzlich! Ich versichere Sie, daß Sie in dem Augenblick an keine Pflicht, an kein Muß denken werden.“

„Immer wieder die Theorie der Orangeade!“ sagte



Zebra (Equus Chapmanii).



Herepian mit einem Seufzer. „Wohlan! Ich werde recht herzlich umarmen und, sollte protestiert werden, sagen: Es geschieht auf Verordnung der Frau Vernier.“

Unglücklicherweise umarmte er außer Frau Lyzdenko niemand. Alexandrine dachte auch an die Pflicht. Sie wartete auf ein Anzeichen der ihr mittelst Vollmacht erklärten Leidenschaft; Felix seinerseits wartete auf eine Aeußerung, die auf ein klein wenig Liebe schließen ließe. Aus dieser beiderseitigen Erwartung ergaben sich zwei hübsche Eisblöcke, aber nicht der geringste Kuß. Felix war zum Weinen respektvoll, korrekt und linkisch. Alexandrine verschlimmerte die Situation noch dadurch, daß sie ihre Dankbarkeit in den Vordergrund stellte. Ein mit den Thatsachen nicht vertrauter Zeuge hätte glauben müssen, einen Ehrenmann, der sein Unrecht gut machen will, und ein armes Mädchen, das diese Genugthuung annimmt, vor sich zu haben. Sogar Frau Lyzdenko fand Herepian sehr zugeklopft. Ihr erster Schwiegersohn, der amerikanische Abenteurer, wie sie ihn nannte, hatte weniger Umstände gemacht.

Als Alexandrine wieder mit ihrer Großmutter allein war, öffnete sie eine Schublade und entnahm ihr Papiere, die sie zusammenballte und ins Feuer warf. In dem Augenblick, da das Manuskript im Ofen aufflammte, erschien Manfred.

„Fürchten Sie nicht, das Kamin anzuzünden?“ fragte er.

„Um so schlimmer für das Kamin,“ antwortete Fräulein Caron. „Diese Flammen verzehren die letzten, von meiner Hand geschriebenen Seiten. Mit ein wenig Phantasie könnten Sie auf diesem Scheiterhaufen den Leichnam Alexander Noracs erblicken.“

Während Manfred, neugierig geworden, das Brandopfer betrachtete, sagte das junge Mädchen zu ihrer Großmutter:

„Wir dürfen nicht vergessen, daß wir abends einen Gast haben werden.“

„Richtig!“ sagte die alte Frau, sich aus ihrem Fauteuil erhebend, um die nötigen Anordnungen zu treffen.

„Sie schreiben nicht mehr?“ fragt der Journalist.

„Haben Sie eine Erbschaft gemacht?“

„Vermutlich,“ antwortete Alexandrine, eine blaßte Miene annehmend. „Wo habe ich nur gelesen, daß eine Frau meistens erbt, wenn sie heiratet?“

„Sie heiraten! Ach, ich verstehe: Felix Herepian? Ich begegnete ihm soeben. Er sah aus . . .“

„Wie ein überglücklicher Mensch, hoffentlich.“

„Nein. Ich dachte mir im Gegenteil: Welch düstere Miene! . . . Also Sie heiraten? Natürlich muß ich Ihnen meine Glückwünsche darbringen. Ich schicke voraus, daß sie nicht aufrichtig gemeint sind. Sie wissen doch, daß ich, im Grund genommen, in Sie verliebt bin!“

„Dies ist nicht der geeignete Moment, von Liebe zu sprechen. Aber wir können von Ihrer Freundschaft reden. Da Sie soeben meinem litterarischen Tod beiwohnt haben, kann ich Ihnen nun unumwunden sagen, was ich von dieser Freundschaft halte. Sie hat sich im Grund genommen nicht recht hervorgewagt. Sie hätten mir in meiner Karriere helfen können: Sie haben es nicht gethan! Dies soll kein Vorwurf sein, höchstens eine Abrechnung. Ich behalte nichis auf dem Herzen, wenn ich anders kann.“

„Danke! Sie mir dafür!“ rief Manfred lebhaft gekränkt aus. „Nehmen Sie an, die Welt hätte mir die Ehre erwiesen, mich auf denselben Standpunkt zu stellen, den Sie jenem andern einräumte! Nehmen Sie an, wir müßten heute einen Haushalt gründen, mit keinem weißen Stammvermögen als unsern Federn! Würden Sie das für einen besondern Freundschaftsdienst halten?“

„Sie vergessen sich, mein Herr! Wenn man Sie hört, könnte man glauben, daß ich den Mann, mit dem ich mich verbinden werde, heiraten müsse. Achten Sie besser auf Ihre Worte!“

„Ach, Sie mißdeuten alles, was ich sage; das Glück macht sie nervös. Glauben Sie mir, bleiben wir auf

dem praktischen Terrain, dem einzigen richtigen. Alles Gerede kann nichts an der Thatsache ändern, daß Sie von Ihren Renten leben werden. Ich gratuliere Ihnen dazu und bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Sie verletzt habe."

Er ging und ließ Alexandrine in jener gedrückten Stimmung zurück, in der man kein richtiges Urteil mehr hat. Ihre stolze Zurückweisung gewisser ärgerlicher Worte war nur eine grausame Komödie gewesen. Im Grunde des Herzens mußte sie Manfred recht geben: sie war genötigt Felix zu heiraten. Und wie einige Tage später als Antwort auf die Heiratsanzeige die Glückwünsche anfangen einzutreffen, wendete sie jede Zeile, jeden Satz um, um beleidigende Anspielungen zu entdecken. In den schlaflosen Nächten fragte sie sich: "Wird es nicht Leute geben, die über meinen Schleier und Kranz spotten?"

Zu derselben Zeit vollzog sich eine eigentümliche Wandlung in ihr. Seitdem sie nicht mehr arbeitete, verträumte sie viele Stunden. Und aus dieser Träumerei hob sich nach und nach die Gestalt Hérepans ab, der stets kalt, verlegen, zurückhaltend blieb, aber mit den tausenderlei Aufmerksamkeiten eines höflichen Mannes, der die unangenehme Wirklichkeit vergessen machen will.

Je mehr er dieses Bestreben zu erkennen gab, desto begehrenswerter fand sie ihn. Je mehr er sich stellte, eine Liebe, die als Schuld gelten konnte, nicht zu erstreben, desto mehr fühlte sie sich geneigt, daß zu gewähren, was nicht verlangt wurde. Der allabendliche, förmliche, in Gegenwart der Großmutter gegebene Kuß machte sie vibrieren wie eine Glocke. Sie dachte an ihn bis zum nächsten Tag und ersehnte ihn wie die kostlichste Liebesfogung. Während seine Hand kühl und lässig blieb, hätte sie sich gern in die Arme dieses unempfindlichen



Mannes geworfen und ihm gesagt: „Siehst du denn nicht, daß ich dich anbete?“

Er sah wirklich nichts oder dachte, wenn er etwas bemerkte: „Arme Kleine! Sie bemüht sich dankbar zu sein!“ Alles wurde zwischen ihnen zum Mißverständnis. Bald nach ihrer Verlobung hatte sie zu ihm gesagt:

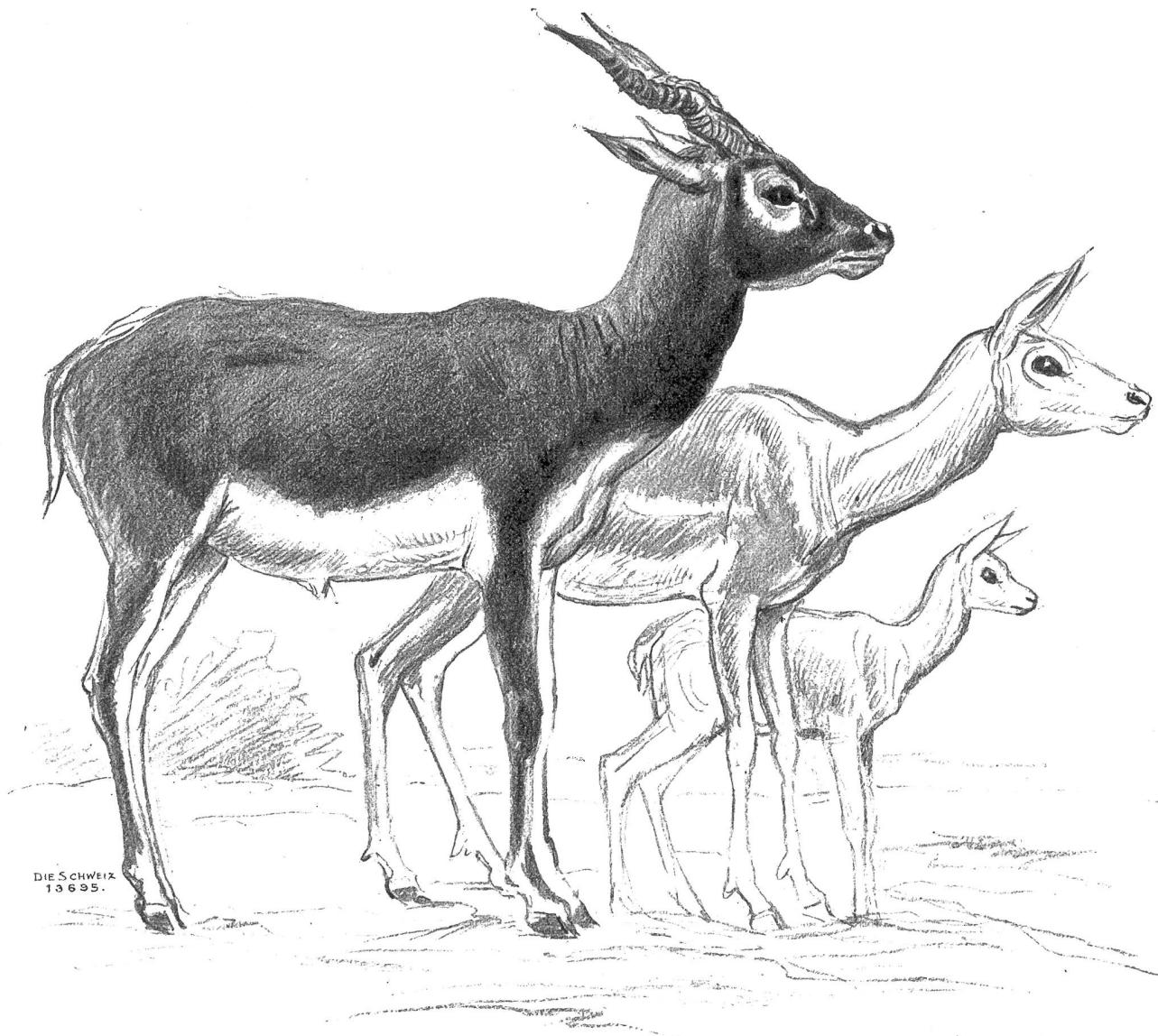
„Halten Sie sich nicht für verpflichtet, mir täglich Blumen zu schicken.“

Er schloß daraus, daß ihr sein weißer Hinter und seine Margueriten gleichgültig seien. Die Bouquets wurden abgeschafft und nur mehr bei ganz seltenen Anlässen geschickt. Die arme Alexandrine, die diesen Gehorsam nicht erwartet hatte, sah dies als eine weitere traurige Vorbedeutung auf. Man kann sich denken, wie ihre Unterhaltung beschaffen war. Jeden Abend von neun bis zehn Uhr mußte, während die Großmutter schlummerte, gesprochen werden, und zwar von allem Möglichen, nur beileib nicht von Liebe. Sogar die

bevorstehende Heirat durfte nicht oft erwähnt werden; denn sie hatten beide empfunden, daß die Verührung dieses heißen Themas fast immer ein gewisses Unbehagen und Stillschweigen zur Folge hatte. Zum Glück erwuchs ihnen bald ein ergiebiger Gesprächsstoff durch die Ereignisse, die nebstbei ungehemmt ihren Lauf nahmen und ihnen ein gemeinsames Interesse brachten. Die Antwort der Präsidentin des Woman's Club an Frau Bernier war eingetroffen. Sie war kurz, man schreibt keine langen Briefe da drüber; aber ein ausführlicher Bericht hätte nicht mehr sagen können als diese wenigen Zeilen: „Liebe Frau Bernier, ich fürchtete, daß die Jahre meinen Namen und unsere Begegnung aus Ihrem Gedächtnis verwischt haben würden. Ich bitte Sie, nicht in meinem Namen allein, sondern im Namen unseres ganzen Klubs, dem Ihr Besuch unvergeßlich bleibt, um Ihr wärmstes Wohlwollen für sein vorzüglichstes Mitglied, Edna Leslie. Jede Mutter dürfte Gott für eine solche Tochter danken.“



Elch oder Glen (*Alces palmatus*).



Hirschebelegantilope (Antelope cervicapra).

Sie ist schön, intelligent, großmütig, aufopfernd, begeistert für alles Edle und Schöne. Sie werden sie lieben, wie auch sie Sie bereits lieb gewonnen hat durch unsere Berichte über Sie. Die Besorgnis, die uns ihre Reise nach Frankreich einflößte, weicht der Freude, sie Ihrer mütterlichen Obhut anvertrauen zu können. Sie reist mit einer verlässlichen, vertrauenswürdigen Person." — Frau Bernier gab auf diese Empfehlung die Antwort, die man von ihrem guten Herzen erwarten durfte, und veranlaßte auch Fräulein Caron, ihrer Cousine einige bewillkommende Zeilen zu schicken, selbstverständlich ohne Wissen der Großmutter. Das bevorstehende Familienereignis war übrigens eine günstige Gelegenheit zur Versöhnung.

Indessen schien sich alles gegen die arme Alexandreine verschworen zu haben. Bald genügte der bloße Name Ednas im Mund ihres Bräutigams, um ihre Ruhe zu stören. Eine entsetzliche Eifersucht quälte sie, aus dem einfachen Grund, weil Felix diesen — wie er meinte — ungefährlichen Gegenstand sehr oft berührte.

Das sonst gar nicht zur Bosheit neigende junge Mädchen ergriff fortan jede Gelegenheit, um ihren Verlobten gegen die erwartete Rivalin einzunehmen.

"Geduld!" sagte sie halblaut, um von Frau Lyzdeko nicht gehört zu werden. "Sie beschuldigen mich, ein de siècle zu sein? . . . O, widersprechen Sie nicht, ich weiß, wie Sie von mir denken. Ich kann es kaum erwarten, Sie mit einer modernen Frau, wie man sie da drüben nennt, beisammen zu sehen. Mein Gott, wie komisch wird es sich ansehen, wenn Sie die sentimentale Saite Ihrer Lyra anschlagen werden neben dieser Mignon aus dem Land, wo das Petroleum blüht!"

"Sie werden mir wohl die Gerechtigkeit widerfahren lassen," antwortete Hérepian, "daß ich meine Lyra ruhig an ihrem Nagel hängen lasse. Ich bin nicht so dumm, mich gefühlvoll zu zeigen, wo es so gar nicht am Platz ist. Was die Amerikanerinnen betrifft, bin ich nicht so alt geworden, ohne von ihnen gehört zu haben. Ich glaube, Ihre Cousine schon so gut zu kennen, als ob ich sie bereits gesehen hätte."

Wildschwein (Frischling). — *Sus scrofa.*

Es erscheint hier geraten, Edna noch vor ihrem Erscheinen kennen zu lernen, um sie ein wenig besser beurteilen zu können, wie Hérepien.

XI.

Man weiß bereits, auf welch ungewöhnliche Art der junge Harry Leslie in die Familie Lyzdeyko eingedrungen war. Als Sohn einer Puritanerin Neu-Englands und eines „Pioniers“ des Westens hatte er schon damals den unbeugsamen, vor keinem Hindernis zurückgeschreckenden Willen, der noch heute die ganze Rasse der großen amerikanischen Bundesstaaten kennzeichnet. Es vollzog sich in ihm ein seltsames, vielleicht beispielloses Phänomen. Dieser Mann, der gestrafft wurde, womit er gesündigt hatte, der angesichts des Kummers und der ehelichen Entehrung mit einem fünfjährigen Töchterchen allein geblieben war, kehrte binnen einiger Stunden zu den puritanischen Grundsätzen zurück, die ihn einst, im Alter von vierzehn Jahren, aus dem mütterlichen Hause vertrieben hatten.

Diese Bekehrung wäre übrigens um ein Haar durch ein tragisches Ereignis verhindert oder doch mindestens verzögert worden. Leslie erreichte nämlich den Hafen knapp eine halbe Stunde nach Abfahrt des Schiffes, das seine Frau nach England entführte — und zwar nicht allein. Aus dem Umstand, daß er seinen größten

Revolver zu sich gesteckt hatte, läßt sich schließen, daß er in jenem Moment noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, der jede Beleidigung verzeiht.

Nachdem es ihm nicht gelungen, seine Frau tatsächlich zu töten, beschloß er, sie im Gedächtnis und im Herzen ihrer Tochter zu töten. Manche werden finden, daß diese Rache an Grausamkeit der andern nicht viel nachstand. Er begann damit, Namen und Religion der Kleinen zu ändern. Sie hieß nach ihrer Mutter Marie und war wie diese katholisch. Sie wurde protestantisch umgetauft und erhielt den Namen Edna. Es war jedoch nicht der Wunsch nach Rache allein, der Leslie bei alldem leitete. Ein Gedanke verfolgte ihn unablässig: hat dieses Kind im Mutterleib mit dem Keim des Lasters empfangen?

Im Alter von sieben Jahren wurde sie in einer jener höhern Töchterschulen untergebracht, wo die Studien ein in Frankreich kaum geholtes Niveau erreichen. Ihr Vater besuchte sie in unregelmäßigen Zwischenräumen, und wenn sie sich darüber beklagte, nie einen Ausgangstag zu haben wie die andern Mädchen, antwortete Harry:

„Das kommt daher, weil deine Mutter dich verlassen hat. Sie liebte dich nicht. Hätte sie dich geliebt, so wärest du daheim bei ihr. Sie ist schuld daran, daß ich kein Heim mehr habe.“

Und so ergriff Leslie mit bizarrem, grausamer Bebarrlichkeit jede Gelegenheit, um die Schuldige im Gedächtnis ihrer Tochter zu brandmarken. Dieser unerbittliche Henker erwies sich als der echte „Mann des Westens“, der Lynch von Vagabunden und Negern.

Als Edna heranwuchs, begriff sie, daß es das Beste sei, diejenige, die sie unter dem Herzen getragen hatte, zu vergessen. Aber statt dem Vergessen kam leider die Verachtung. Sie gestand sich dieses Gefühl weder selbst zu, noch gab sie ihm je in Gesprächen mit dem Vater Ausdruck; aber in ihrem Herzen blutete die Wunde, die jedes herbe Wort vertieft. Man kann sich denken, in welch düsterm Licht das Leben der Unglücklichen erschien.

(Fortsetzung folgt).

Das wertvolle Cello.

Von Warden Ellerslie.

Autorisierte Uebersetzung von Hertha von Baerensprung.

(Schluß).

Am nächsten Morgen war ich Schlag zehn Uhr auf der Bank und las eben einen Brief von der Filiale in Kimberley, der von Schnuddelsheimer Wechsel und andern damit verbundenen Sachen handelte, als Monsieur Perret angemeldet wurde.

„Guten Morgen!“ begann er seine Rede. „Ich bin sehr betrübt zu machen Ihnen Mühe; aber Mr. Schnuddelsheimer hat depeschiert, daß er ankomme dieses Morgen und daß er hat Besoin von seine Instrument, um zu üben auf ihr. Ich möchte Sie haben, um zu sein bereit, wenn er kommt.“

„Bitte, von Mühe ist nicht die Rede. Ich werde sogleich jemand schicken, der es holt. Bin leider selbst verhindert, mitzugehen; man wird's Ihnen aber schon heil und ganz herausholen.“ „Barton,“ rief ich einen Angestellten, „bitte Sie doch Mr. Clifford Ihnen behilflich zu sein, das Instrument dieses Herrn aus dem Sicherheitsraum zu holen, und lassen Sie sich eine Quittung darüber ausstellen.“

„Ich danke, danke Ihnen viele Male!“ rief Monsieur Perret in sehr erleichtertem Ton. „Ich hoffe, Sie werden

Bergnügen haben an der Konzert. Oh, Schnuddelsheimer spielt wie das Engel. Er macht sprechen seine Instrument. — Sie werden sehen. Guten Morgen, Mister Jackson.“

„Adieu, Monsieur Perret,“ antwortete ich, froh ihn losgeworden zu sein; denn ich hatte noch sehr wichtige Angelegenheiten zu erledigen.

Am nächsten Morgen erschien Brackstein, der Schriften und Papiere in Aufbewahrung geben wollte. Er besaß in unserm Sicherheitsraum ein Privatsach, zu dem er den einen und wir den andern Schlüssel hatten, damit wir, auch in seiner Abwesenheit, für ihn Geschäfte erledigen könnten. Der Schlüssel dieses Fachs wurde mit den andern Schlüsseln des Sicherheitsraums in einem ersten Fach gehalten, dessen Schlüssel der größeren Bequemlichkeit halber selbst im Sicherheitsraum hing. Brackstein ging mit Barton hinunter, kam jedoch bald darauf ganz aufgereg in mein Zimmer gestürzt.

„War diesen Morgen vielleicht mein erster Buchhalter schon hier?“ fragte er hastig.